

BETTY SMITH



Ein Baum
wächst in
Brooklyn

ROMAN
INSEL



BETTY SMITH

*Ein Baum wächst
in Brooklyn*

Roman

Aus dem Englischen
von Eike Schönfeld

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 1943 unter dem Titel
A Tree Grows in Brooklyn bei Harper & Brothers, New York.

Erste Auflage 2017

© 1943, 1947 Betty Smith

© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2017

Das Zitat auf Seite 532 stammt aus:

Walt Whitman, *Grasbalme*.

Nachdichtung von Hans Reisiger.

Copyright © 1985 Diogenes Verlag AG, Zürich.

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-17720-3

Ein Baum wächst in Brooklyn

I. BUCH

»Heiter« war ein Wort, das auf Brooklyn, New York, passte. Zumal im Sommer 1912. Als Wort besser war »düster«. Aber auf Williamsburg in Brooklyn traf das nicht zu. »Prärie« war ein hübsches Wort und »Shenandoah« hatte einen schönen Klang, doch sie ließen sich nicht auf Brooklyn anwenden. »Heiter« war das einzig passende Wort dafür, zumal an einem Samstagnachmittag im Sommer.

Am Spätnachmittag schien die Sonne schräg in den vermoosten Garten, der zu Francie Nolans Haus gehörte, und wärmte den ausgelaugten Holzzaun. Beim Blick auf die Sonnenschäfte hatte Francie dasselbe schöne Gefühl wie bei der Erinnerung an das Gedicht, das sie in der Schule aufsagten.

*Dies ist der urzeitliche Wald. Die murmelnden
Kiefern und Hemlocks,
Moosbärtig, im grünen Gewand,
Undeutlich im Zwielight,
Stehn wie Druiden von einst.*

Der eine Baum in Francies Garten war keine Kiefer und auch keine Hemlocktanne. Er hatte spitze Blätter an grünen Zweigen, die vom Ast abstrahlten und einen Baum bildeten, der wie viele aufgespannte grüne Schirme aussah. Manche nannten ihn den Götterbaum. Gleich, wo seine Samen hinfielen, wurde aus ihnen ein Baum, der sich himmelwärts mühte. Er wuchs auf bretterschlagenen Grundstücken und verrotten Müllhaufen, auch war er der einzige Baum, der durch Ze-

ment wuchs. Er wuchs üppig, aber nur in Stadtvierteln mit Mietskasernen.

Man ging sonntagnachmittags spazieren und kam in ein hübsches Viertel, ein sehr vornehmes. Durch das Eisentor, das zu einem Garten führte, sah man einen kleinen dieser Bäume, und da wusste man, dass dieser Teil Brooklyns bald einer mit Mietskasernen sein würde. Der Baum wusste es. Er war zuerst da. Später wanderten arme Ausländer zu, dann wurden die stillen alten Brownstone-Häuser in Wohnungen zerhackt, Federbetten wurden zum Lüften auf Fenstersimse gelegt, und da gedieh der Götterbaum. So ein Baum war das. Er mochte die Armen.

Und so ein Baum wuchs auch in Francies Garten. Seine Schirme schlangen sich um ihre Feuerleiter im zweiten Stock. Da konnte sich ein elfjähriges Mädchen, das auf dieser Feuerleiter saß, vorstellen, es wohne in einem Baum. Und eben das stellte sich Francie jeden Samstagnachmittag im Sommer vor.

Ach, was war der Samstag in Brooklyn für ein wundervoller Tag. Ach, wie wundervoll überall! Er war ein Feiertag ohne die Steifheit des Sonntags, und samstags wurde der Lohn gezahlt. Die Menschen hatten Geld, um Dinge zu kaufen. Zur Abwechslung aßen sie einmal gut, betranken sich, verabredeten sich, liebten sich und blieben auf bis in die Puppen, sie sangen, spielten Musik, stritten und tanzten, denn der nächste Tag war ihr freier Tag. Sie konnten ausschlafen – jedenfalls bis zur Spätmesse.

Sonntags drängten sich die meisten in die Elf-Uhr-Messe. Nun ja, einige wenige besuchten auch schon die Sechs-Uhr-Messe. Das trug ihnen Respekt ein, den sie jedoch nicht verdient hatten, waren es doch diejenigen, die so lange aus gewesen waren, dass sie erst morgens zurückkamen. Also gingen

sie zur Frühmesse, brachten sie hinter sich, gingen nach Hause und schliefen guten Gewissens den ganzen Tag.

Für Francie begann der Samstag mit dem Gang zum Trödler. Wie andere Kinder in Brooklyn auch sammelten sie und ihr Bruder Neeley Lumpen, Papier, Metall, Gummi und anderen Trödel und horteten ihn in verschlossenen Tonnen im Keller oder in Schachteln, die sie unterm Bett versteckten. Die ganze Woche über ging Francie langsam von der Schule nach Hause, den Blick in den Rinnstein nach Stanniolpapier von Zigarettenschachteln oder Kaugummipapierchen gerichtet. Das schmolz sie dann in einem Topfdeckel. Ungeschmolzene Stanniolkugeln nahm der Trödler nicht an, weil zu viele Kinder Eisenscheiben hineinsteckten, um sie schwerer zu machen. Manchmal fand Neeley eine Siphonflasche. Francie half ihm, das Oberteil abzuschlagen und das Blei einzuschmelzen. Der Trödler kaufte keine komplette Spitze, weil er dann Ärger mit den Sprudelwasser-Leuten bekam. Das Oberteil einer Siphonflasche aber war gut. Eingeschmolzen war es einen Fünfer wert.

Jeden Abend gingen Francie und Neeley in den Keller und leerten den am Tag angesammelten Trödel aus den Fächern des Lastenaufzugs, mit dem die Mieter ihre Einkäufe hoch- und ihren Abfall runterfahren ließen. Dieses Vorrecht besaßen Francie und Neeley, weil ihre Mutter die Hausmeisterin war. Sie räumten Papier, Lumpen und Pfandflaschen aus den Fächern. Papier war nicht viel wert. Für zehn Pfund bekamen sie nur einen Penny. Lumpen brachten zwei Cent das Pfund und Eisen vier. Kupfer war gut – zehn Cent das Pfund. Manchmal stieß Francie auf einen Schatz: den unteren Teil eines ausrangierten Waschkessels. Den löste sie dann mit einem Dosenöffner ab, faltete ihn mit einigen Schlägen um, hämmerte ihn flach und faltete und hämmerte ihn noch einmal.

Kurz nach neun Uhr am Samstagmorgen strömten Kinder aus allen Seitenstraßen auf die Manhattan Avenue, die Hauptstraße. Langsam trotteten sie die Avenue entlang bis zur Scholes Street. Manche trugen ihren Trödel auf den Armen. Andere hatten Wägelchen aus einer hölzernen Seifenkiste mit massiven Holzrädern. Ein paar schoben vollbeladene Kinderwagen.

Francie und Neeley hatten ihren Trödel in einen Jutesack gestopft, den sie dann, jedes an einem Zipfel, hinter sich her über die Straße zogen, die Manhattan Avenue hinauf, vorbei an der Maujer Street, der Ten Eyck, der Stagg bis zur Scholes. Schöne Namen für hässliche Straßen. Aus allen Seitenstraßen drangen Horden kleiner Gassenkinder heran und ließen den Hauptstrom anschwellen. Auf dem Weg zu Carney's kamen ihnen andere mit leeren Händen entgegen. Sie hatten ihren Trödel verkauft und die Pennys schon verprasst. Nun kamen sie großspurig zurück und verhöhnten die anderen Kinder.

»Lumpensammler! Lumpensammler!«

Bei dem Wort glühte Francies Gesicht. Dass die Spötter ebenfalls Lumpensammler waren, war ihr kein Trost. Auch spielte keine Rolle, dass ihr Bruder mit seiner Bande später ebenfalls mit leeren Händen zurückzotzelte und die Nachzügler aufzog. Francie schämte sich.

Carney betrieb seinen Trödelladen in einem baufälligen Stall. Als Francie um die Ecke bog, sah sie, dass beide Türen einladend offen standen, und sie bildete sich ein, dass die große, ausdruckslose Anzeige der schaukelnden Waage ihr ein Willkommen zuzwinkerte. Sie sah Carney mit seinen rostigen Haaren, dem rostigen Schnauzbart und den rostigen Augen hinter der Waage thronen. Carney mochte Mädchen lieber als Jungen. Mädchen bekamen einen extra Penny, wenn er sie in die Wange kneifen durfte.

Wegen der Aussicht auf diesen Bonus trat Neeley beiseite und ließ Francie den Sack in den Stall ziehen. Carney sprang herbei, leerte dessen Inhalt auf den Fußboden und kniff sie schon mal einleitend in die Wange. Während er das Zeug auf die Waage häufte, gewöhnte Francie ihre Augen blinzeln an das Dunkel und sog die moosige Luft und den Muff nasser Lumpen ein. Carney schwenkte den Blick auf die Anzeige und sagte zwei Worte: sein Angebot. Francie wusste, dass Feilschen nicht gestattet war. Sie nickte zustimmend, worauf Carney den Trödel herunterkippte und sie warten ließ, bis er das Papier in einer Ecke gestapelt, die Lumpen in eine andere geworfen und das Metall herausgeklaubt hatte. Erst dann griff er in die Hosentasche, zog einen alten, mit einer Wachsschnur zugebundenen Lederbeutel hervor und zählte alte grüne Pennys ab, die ebenfalls wie Trödel aussahen. Während sie »danke« flüsterte, fixierte Carney sie mit seinem rostigen Trödelblick und kniff sie fest in die Wange. Sie blieb standhaft. Er lächelte und gab ihr einen zusätzlichen Penny. Dann änderte sich seine Art, er wurde laut und forsch.

»Komm schon«, brüllte er dem Nächsten in der Schlange zu, einem Jungen. »Lass dich nicht lumpen!« Die Kinder lachten pflichtschuldig. Das Lachen klang wie das Mähen kleiner verlorener Lämmer, doch Carney wirkte zufrieden.

Francie ging hinaus, um ihrem Bruder Bericht zu erstatten. »Er hat mir sechzehn Cent und einen Kneifpenny gegeben.«

»Das ist dann deiner«, sagte er gemäß einer alten Abmachung.

Sie steckte den Penny in die Tasche ihres Kleides und übergab ihm das restliche Geld. Neeley war zehn, ein Jahr jünger als Francie. Aber er war der Junge, er war fürs Geld zuständig. Sorgsam teilte er die Pennys auf.

»Acht Cent für die Bank.« Das war die Regel; die Hälfte allen Geldes, das sie bekamen, egal, woher, ging in die Blechspardose, die in der dunkelsten Ecke der Kammer auf den Fußboden genagelt war. »Und vier Cent für dich und vier Cent für mich.«

Francie knotete das Dosengeld in ihr Taschentuch. Beim Blick auf ihre fünf Pennys erkannte sie froh, dass sie sie gegen einen ganzen Fünfer eintauschen konnte.

Neeley rollte den Jutesack zusammen, klemmte ihn unter den Arm und drängte sich zu Cheap Charlie's hindurch, Francie dicht hinter ihm. Cheap Charlie's war der Süßwarenladen gleich neben Carney's, der ganz auf den Trödelhandel ausgerichtet war. Am Ende jedes Samstags war seine Kasse voller grünlicher Pennys. Einem ungeschriebenen Gesetz zufolge war der Laden den Jungen vorbehalten. Daher ging Francie nicht ganz mit hinein. Sie blieb in der Tür stehen.

Die Jungen, acht bis vierzehn Jahre alt, sahen in ihren weiten Knickerbockern und Schiebermützen alle gleich aus. Sie standen herum, Hände in den Taschen, die schmalen Schultern angespannt nach vorn gereckt. Diese Haltung behielten sie, wenn sie größer wurden, standen später genauso an anderen Treffs herum. Der einzige Unterschied war dann die Zigarette, die scheinbar permanent zwischen den Lippen steckte und beim Sprechen auf und ab wippte.

Jetzt wogten die Jungen nervös herum, die schmalen Gesichter wandten sich von Charlie zueinander hin und wieder zurück zu Charlie. Francie fiel auf, dass einige schon ihre Sommerfrisur hatten: die Haare so kurz geschoren, dass die Kopfhaut Schrammen aufwies, wo die Schere zu tief zugebissen hatte. Diese Glücklichen hatten die Kappe in die Hosentasche gestopft oder auf den Hinterkopf geschoben. Die Ungeschorenen, deren Haar sich sanft wie bei einem Baby im

Nacken ringelte, schämten sich und trugen die Kappe so tief über die Ohren gezogen, dass sie trotz ihrer hervorgestoßenen Beschimpfungen etwas Mädchenhaftes hatten.

Cheap Charlie war nicht billig, und er hieß auch nicht Charlie. Der Name war ausgedacht, aber da er auch auf der Ladenmarkise stand, glaubte Francie ihn. Charlie gab einem für seinen Penny ein Los. Hinterm Ladentisch hing ein Bord mit fünfzig nummerierten Haken daran und an jedem ein Gewinn. Es gab etliche schöne Gewinne, Rollschuhe, einen Baseball-Handschuh, eine Puppe mit echten Haaren und dergleichen. An den anderen Haken hingen Kladden, Bleistifte und andere Penny-Artikel. Francie sah genau zu, wie Neeley ein Los kaufte. Er zog das schmutzige Kärtchen aus dem abgegriffenen Umschlag. Sechszwanzig! Voller Hoffnung schaute Francie auf das Bord. Er hatte einen Federlappen für einen Penny gezogen.

»Gewinn oder Süßes?«, fragte Charlie ihn.

»Süßes. Was glauben Sie denn?«

Es war immer dasselbe. Francie hatte noch von keinem gehört, der mehr als einen Penny-Gewinn gezogen hatte. Überhaupt waren die Rollschuhrädchen verrostet und das Puppenhaar staubüberzogen, als hätten diese Dinge schon so lange dort gewartet wie der Spielzeughund und der Zinnsoldat aus dem Gedicht »Little Boy Blue«. Eines Tages, beschloss Francie, würde sie, wenn sie fünfzig Cent hätte, sämtliche Lose kaufen und alles an dem Bord gewinnen. Sie glaubte, es würde ein gutes Geschäft werden: Rollschuhe, Handschuh, Puppe und alle anderen Sachen für fünfzig Cent. Allein die Rollschuhe waren viermal so viel wert! An dem großen Tag müsste dann Neeley mitkommen, weil Mädchen nur selten bei Charlie's kauften. Gut, an diesem Samstag waren tatsächlich ein paar Mädchen da ... kecke, freche, zu entwickelt für ihr Alter, Mäd-

chen, die laut redeten und mit den Jungen rangelten – Mädchen, denen die Nachbarn prophezeiten, dass es mit ihnen nicht gut enden werde.

Francie ging zu Gimpy's Süßigkeitenladen auf der anderen Straßenseite. Gimpy hinkte. Er war ein sanfter Mann, nett zu kleinen Kindern ... das jedenfalls dachte jeder bis zu jenem sonnigen Nachmittag, als er ein kleines Mädchen in sein düsteres Hinterzimmer lockte.

Francie überlegte, ob sie einen ihrer Pennys für ein Gimpy Spezial opfern sollte: die Wundertüte. Maudie Donovan, ihre zeitweilige Freundin, kaufte gerade etwas. Francie drängte sich hinein, bis sie hinter Maudie stand. Sie tat, als wollte sie den Penny ausgeben. Sie hielt den Atem an, als Maudie nach viel Grübeln dramatisch auf eine wohlgefüllte Tüte im Schaukasten zeigte. Francie hätte eine kleinere Tüte genommen. Sie schaute ihrer Freundin über die Schulter, sah, wie sie ein paar Stückchen schales Naschwerk herausholte und ihre Überraschung begutachtete – ein grobes Batisttuch. Einmal hatte Francie ein Fläschchen mit einem kräftigen Duft erhalten. Erneut überlegte sie, ob sie einen Penny für eine Wundertüte ausgeben sollte. Es war nett, überrascht zu werden, auch wenn man die Süßigkeiten nicht essen konnte. Aber sie sagte sich, sie sei überrascht gewesen, als Maudie ihren Kauf tätigte, und das war fast genauso gut.

Francie ging die Manhattan Avenue entlang und las laut die schön klingenden Namen der Straßen, an denen sie vorbeikam: Scholes, Meserole, Montrose und dann Johnson Avenue. In den letzten beiden Avenues hatten sich die Italiener angesiedelt. Der Bezirk mit Namen Jew Town fing an der Seigel Street an, umfasste die Moore und McKibbin und ging über den Broadway hinaus. Francie lief Richtung Broadway.

Und was war am Broadway in Williamsburg, Brooklyn?

Nichts – nur der beste Billigladen auf der ganzen Welt! Er war groß und glitzerte und hatte alles, was man sich nur denken konnte ... so jedenfalls erschien es einem elfjährigen Mädchen. Francie hatte einen Fünfer. Francie hatte Macht. Sie konnte in dem Laden praktisch alles kaufen! Es war das einzige Geschäft der Welt, wo das möglich war.

Sie trat ein und ging die Gänge entlang, griff dabei nach jedem Gegenstand, der ihrer Laune zusagte. Welch wundervolles Gefühl, etwas in die Hand zu nehmen, einen Augenblick lang zu halten, die Konturen zu spüren, mit der Hand über die Oberfläche zu streichen und es dann sorgsam wieder hinzulegen. Dieses Vorrecht gab ihr der Fünfer. Falls ein Aufseher fragte, ob sie die Absicht habe, etwas zu kaufen, konnte sie »ja« sagen, es kaufen und es ihm dann zeigen. Geld war etwas Wundervolles, fand sie. Nach einer Orgie von Berührungen tätigte sie ihren wohlgeplanten Kauf – für fünf Cent rosa-weiße Pfefferminzwaffeln.

Den Heimweg nahm sie durch die Graham Avenue, die Ghettostraße. Die vollbeladenen Handkarren begeisterten sie – ein jeder ein Geschäft für sich –, auch die feilschenden, aufgeregten Juden und die eigentümlichen Gerüche des Viertels, gefüllter Backfisch, saures Roggenbrot frisch aus dem Ofen und etwas, was wie kochender Honig roch. Sie starrte auf die bärtigen alten Männer mit ihren Alpaka-Käppchen und seidigen Baumwollmänteln und fragte sich, wovon ihre Augen so klein und wild waren. Sie schaute in winzige Lädchen und roch die Kleiderstoffe, die durcheinander auf den Tischen lagen. Sie betrachtete die Federbetten, die sich in den Fenstern bauschten, die Kleider in orientalisch leuchtenden Farben, die auf den Feuerleitern trockneten, und die halbnackten Kinder, die in der Gosse spielten. Eine schwangere Frau saß geduldig am Bordstein auf einem harten Holzstuhl.

Sie saß in der heißen Sonne, beobachtete das Leben auf der Straße und bewahrte in sich das Rätsel ihres Lebens.

Francie fiel wieder ein, wie überrascht sie gewesen war, als ihre Mutter ihr sagte, Jesus sei Jude gewesen. Francie hatte geglaubt, er sei Katholik gewesen. Aber Mama wusste Bescheid. Mama sagte, die Juden hätten Jesus immer nur als einen störenden jiddischen Jungen angesehen, der nicht im Zimmermannsgewerbe arbeiten, heiraten, sesshaft werden und eine Familie gründen wollte. Und die Juden glaubten, ihr Messias komme noch, sagte Mama. Daran dachte sie, als sie die schwangere Jüdin betrachtete.

»Wahrscheinlich haben die Jüdinnen deshalb so viele Kinder«, dachte Francie. »Und sitzen deshalb so still da ... und warten. Und schämen sich nicht, dass sie so dick sind. Jede denkt, dass sie den wahren kleinen Jesus machen könnte. Deshalb sind sie auch so stolz, wenn sie so sind. Die Irinnen dagegen genießen sich immer so. Die wissen, dass sie nie im Leben einen Jesus machen können. Es wird bloß immer noch ein Mick. Wenn ich mal groß bin und weiß, dass ich ein Kind kriege, dann werde ich daran denken, stolz und langsam zu gehen, auch wenn ich keine Jüdin bin.«

Als Francie nach Hause kam, war es zwölf Uhr. Bald darauf erschien Mama mit Besen und Eimer, die sie mit jenem endgültigen Getöse in die Ecke knallte, das besagte, dass sie erst wieder Montag angefasst würden.

Mama war neunundzwanzig. Sie hatte schwarze Haare und braune Augen und war flink mit den Händen. Auch eine gute Figur hatte sie. Sie arbeitete als Hausmeisterin und hielt drei Mietshäuser sauber. Wer hätte schon geglaubt, dass Mama Böden schrubbte, um den Lebensunterhalt für sie vier zu verdienen? Sie war so hübsch und zierlich und leb-

haft und von überbordender Intensität und Lustigkeit. Obwohl vom Waschsoda rot und rissig, waren ihre Hände doch hübsch geformt und hatten wunderschön geschwungene ovale Nägel. Jeder sagte, es sei doch schade, dass eine so zierliche, schöne Frau wie Katie Nolan Fußböden schrubben müsse. Aber was bleibe ihr schon übrig bei dem Mann, den sie habe, sagten sie. Sie räumten ein, dass Johnny Nolan, da könne man sagen, was man wolle, ein hübscher, liebenswerter Kerl sei, weit hübscher und liebenswerter als jeder andere im Block. Aber er sei eben ein Säufer. Das sagten sie, und sie hatten recht damit.

Francie steckte die acht Cent vor Mamas Augen in die Spardose. Sie mutmaßten freudige fünf Minuten lang, wie viel wohl in der Dose sein könnte. Francie glaubte, es müssten wohl an die hundert Dollar sein. Mama sagte, acht kämen der Wahrheit näher.

Mama gab Francie Anweisungen, etwas fürs Mittagessen kaufen zu gehen. »Nimm aus dem Topf mit dem Sprung acht Cent und hol einen Viertellaib jüdisches Roggenbrot, sieh aber zu, dass es frisch ist. Dann noch einen Fünfer, mit dem gehst du zu Sauerwein's und fragst nach Zunge, einem Endstück, für einen Fünfer.«

»Aber dafür muss man sich gut mit ihm stehen.«

»Sag ihm, deine Mutter hat es gesagt«, beharrte Katie. Sie dachte über etwas anderes nach. »Ich überlege, ob wir noch für fünf Cent Zuckerwecken kaufen oder das Geld in die Dose tun sollen.«

»Ach, Mama, es ist doch *Samstag*. Die ganze Woche hast du gesagt, Samstag gibt's einen Nachtisch.«

»Na gut. Hol die Wecken.«

Die kleine jüdische Feinkosthandlung war voller Chris-